# Iring Fetscher

## Politikwissenschaftler an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät

Die freudige Nachricht meiner Berufung zum ordentlichen Professor und Inhaber des Lehrstuhls ›Politische Wissenschaften II‹ an der damaligen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät erhielt ich Weihnachten 1962. Ich wußte, daß das Fach Politikwissenschaften – ähnlich wie Soziologie – eher am Rande einer primär volkswirtschaftlich und betriebswirtschaftlich ausgerichteten Fakultät angesiedelt war. Damit hing auch zusammen, daß meine Studenten zu 90% aus Lehramtskandidaten bestanden, die als erstes oder zweites Fach Deutsch, Geschichte oder Englisch hatten, also Fächer aus der ehemaligen Philosophischen Fakultät. Natürlich gab es auch Studenten mit Soziologie oder Politikwissenschaften im Hauptfach, aber ich glaube, daß es keine Möglichkeit gab, im Examen Soziologie *und* Politik zu verbinden. Nur sehr wenige studierten Politik und Volkswirtschaft, obgleich das eine sehr sinnvolle, allerdings anspruchsvolle Kombination ist.

Ich wußte auch, daß die erste Wahl der Fakultät bei der Besetzung dieses Lehrstuhls auf einen sehr bekannten Namen gefallen war, den Sohn eines berühmten Schriftstellers, daß aber wahrscheinlich sowohl vom Ministerium als auch von Kollegen einer anderen Fakultät dagegen Einwände erhoben worden waren. Man wies darauf hin, daß der Inhaber des ersten Lehrstuhls, Professor Carlo Schmid, ein Hochschullehrer war, der sein Amt nur nebenher ausüben konnte, da er als Vizepräsident des Deutschen Bundestages nur ein oder zwei Tage in der Woche in Frankfurt sein konnte. Zumindest das Ministerium schien an einem stärker professionell orientierten Gelehrten interessiert und verzichtete darauf, den auf dem ersten Platz nominierten Golo Mann zu berufen. Ich weiß nicht, ob in der Fakultät angesichts des Überspringens ihres Erstplazierten mir gegenüber Vorbehalte existierten.

Die beiden ersten Dekane – Professor Priebe 1962/63 und Professor Rüegg 1963/64 – standen mir vom Lehrgebiet her relativ nahe (was ich im Falle der Agrarpolitik allerdings leider erst später entdeckte, als ich mich für ökologische Fragen zu interessieren begann). Meine Antrittsvorlesung erfolgte relativ spät. Sie wurde noch in feierlicher Form, im Talar, vollzogen. Herr Rüegg hielt eine sehr schöne Einleitungsrede – es war ein Stück Abschied von der alten Fakultät und Universität, denn wenige Jahre später kamen die großen Umstellungen, denen auch der Talar zum Opfer fiel. Ich wußte damals nur nicht genau, ob man bei der Antrittsvorlesung das Barett aufbehält oder absetzt (ich glaube, man behielt es anfangs auf und setzte es nach der Einleitung ab).

So wurde ich in Frankfurt recht freundlich aufgenommen. Ich kam aus Tübingen von einer Philosophischen Fakultät, wo ich als Nicht-Ordinarienvertreter während der Zeit meiner Dozentur regelmäßig Protokoll führen mußte. Im Vergleich zu Tübingen habe ich die Atmosphäre in Frankfurt als großzügiger empfunden; es ist mir unvergeßlich geblieben, wie sich bei einer Diskussion über Ordinarien und Nichtordinarien plötzlich ein Kollege meldete und sagte: »Was ist das eigentlich, ein Ordinarius?« Man kann so weit gehen zu behaupten, daß in Tübingen viele Leute nicht viel anderes wußten, als was ein Ordinarius und was ein Nichtordinarius ist! Zugleich gab es in Frankfurt durch ein Reihe von Kollegen mehr Weltläufigkeit, etwa durch Herrn Hax und Herrn Meinhold, die beide als Schlichter oder als unparteiische Dritte in Aufsichtsräten tätig waren. Auch sonst bestanden mehr Verbindungen mit der gesellschaftlichen und ökonomischen Wirklichkeit als in Tübingen.

Die Fakultät beeindruckte durch Stolz und Selbstbewußtsein; sie wußte ihre Selbständigkeit zu wahren. Die Fakulätssitzungen verliefen ruhig und sachlich; es gelang in der Regel, Diskussionen über Nebensächlichkeiten kurz zu halten, indem die Entscheidung in die Verantwortung eines einzelnen delegiert wurde. Ein hübscher – wie ich höre, im Fachbereich noch bestehender – Brauch war der Fakultätsausflug. Der Dekan hatte für die Hochschullehrer und ihre Angehörigen ein Programm zu gestalten, das fachliche Anregung, gesellschaftliches Beisammensein und einen Spaziergang miteinander verband. So erinnere ich mich an den Besuch einer Winzergenossenschaft.

Ich war am Anfang froh, daß ich einen schönen Raum für mein Seminar außerhalb der Universität erhielt, was ein bißchen Intimität im Umgang zwischen Dozenten, Assistenten und Studenten erlaubte. Später übernahm ich dann das Seminar im Hauptgebäude, aber auch das war noch relativ intim. Die Veränderungen, die seither eingetreten sind, vor allem der Umzug der Sozialwissenschaften in das Hochhaus, dieses kommunikationsfeindliche Gebäude, haben sich negativ ausgewirkt.

Karl Hax bedauerte es einmal, daß ich nicht stärker in die Fakultät integriert war. Vielleicht hätte ich von mir aus die Initiative ergreifen müssen; von der

anderen Seite her ist sie jedenfalls nicht gekommen. Im allgemeinen scheint es in philosophischen Fakultäten leichter zu sein, gemeinsame Seminare zu veranstalten, weil man nicht so streng an curriculare Bedingungen gebunden ist. Inzwischen ist das auch über die Fachbereiche hinweg eher möglich, weil mehr Lehrstühle vorhanden sind. So habe ich zusammen mit Herrn Schefold und dem Anglisten, Herrn Reichert, ein Seminar über Adam Smith abgehalten. Damals wäre ich jedoch nie auf einen solchen Gedanken gekommen, und es erfolgte auch von anderer Seite, von den älteren Kollegen, in dieser Richtung keine Initiative; mit 41 Jahren fühlte ich mich bei Dienstantritt relativ jung.

Den wichtigsten Kontakt zwischen der Fakultät und mir stellten somit eigentlich die gemeinsamen Prüfungen dar. Es war damals notwendig, daß ein Hochschullehrer den Vorsitz innehatte und ein anderer die Fragen stellte. Ich habe bei diesen Kolloquien – das kann ich rückblickend sagen – sehr viel gelernt, so daß ich glaubte, zumindest in Industriebetriebswirtschaftslehre auch ein Examen bestehen zu können, weil das häufig ›Common-sense‹-Fragen sind, die man mit etwas Einfühlungsvermögen in betriebswirtschaftliche Probleme lösen kann. Sehr viel gewann ich aus den Prüfungen bei Professor Fritz Neumark, der auf den Vorsitzenden Rücksicht nahm und gelegentlich Gegenstände wählte, die mich persönlich interessierten – etwa zu Ricardo, Marx und allgemein zur Geschichte volkswirtschaftlicher Lehrmeinungen. Bei vielen Studenten, die nur über das normale Lehrbuchwissen verfügten, waren solche Fragen allerdings nicht gerade beliebt. Im übrigen ergaben sich relativ wenige Kontakte zu den Kollegen der Betriebs- und der Volkswirtschaftslehre, zumal es damals noch keine Lehrstühle wie die von Professor Jiří Kosta und Professor Bertram Schefold gab, die sich spezifisch mit den Themen beschäftigten, die mich vom Fach her interessierten.

Obwohl der historische Abstand noch fehlt, möchte ich auf einige meiner Kollegen aus den Bereichen Soziologie/Politische Wissenschaften, aus Volks- und Betriebswirtschaftslehre, die alle unter dem Dach der ehemaligen Fakultät vereint waren, näher zu sprechen kommen.

Auch unter den nächsten Fachgenossen waren die Kontakte nicht besonders eng. So wurde Walter Rüegg vielfach durch seine Amtsgeschäfte daran gehindert, seinen Lehrstuhl intensiv auszufüllen. Herr Tenbruck nahm damals noch keine so profiliert konservative Haltung wie heute ein; ich tue ihm hoffentlich nicht unrecht, wenn ich ihn heute als einen anti-soziologischen Soziologen bezeichne. Herr Luckmann kam von der phänomenologischen Soziologie her und vertrat als Husserlianer eine Schule, die sich mit dem, was von Frankfurter Soziologen gemacht wurde, wenig berührte. So gab es, abgesehen von gemeinsamen Studenten, nicht viel Gemeinsamkeiten. Mit Wolfgang Zapf als empirisch ausgerichtetem Soziologen, der sich auch mit sozialpolitischen Analysen intensiv beschäftigt hat, fanden sich häufig Ansätze zur Zusammenarbeit, zumal wir auch gemeinsame Doktoranden hatten.



Anders stand es mit Carlo Schmid. Schon zwischen unseren Assistenten gab es Kontakte und Freundschaften. So habe ich beispielsweise, wenn ich als Gutachter der damaligen Abteilung für Erziehungswissenschaften gefragt wurde, die Mitarbeiter von Carlo Schmid um Hilfe gebeten. Wir sahen uns auch privat. Carlo Schmid war außerordentlich bescheiden, was seinen Anspruch als Wissenschaftler anbelangt. Immer sagte er, daß er auf diesem Gebiet seit vielen Jahren nur noch ›dilettierend‹ tätig sei. Er war ein faszinierender Redner, aber keine große Erleichterung bei der Ausbildung der Studenten, da er im wesentlichen Veranstaltungen anbot, die in den Bereich der Geschichte der politischen Theorien gehörten, insbesondere Macchiavelli (seine Lieblingsvorlesung). Gerade denjenigen Teil der Politikwissenschaften, für den er aufgrund seiner Tätigkeit im Parlament und in der Regierung besonders qualifiziert gewesen wäre, nahm er mir leider nicht ab. Auch über seine Pionierleistung, die Herbeiführung der deutsch-polnischen Versöhnung, hätte er reden können. Er hatte aber eine historisch-ästhetische, keine praxisnahe Vorstellung von Politikwissenschaften. Das war schade, weil der Vorteil eines aktiven Politikers auf einem solchen Lehrstuhl damit nicht genügend genutzt wurde. Carlo Schmid selbst allerdings fand besondere Freude daran, an der Universität einmal nicht mit der unmittelbaren politischen Routine konfrontiert zu werden. Seine Haltung erschwerte es ihm, während der Studentenrevolte zu einer Verständigung zu gelangen.

Von den Volkswirten stand mir Helmut Meinhold politisch am nächsten. Mit Otto Veit gab es Gemeinsamkeiten, weil er nach einer philosophischen Orientierung strebte, aber am meisten beeindruckt hat mich eigentlich immer Fritz Neumark.

Unter den betriebswirtschaftlichen Kollegen imponierte mir Erich Loitlsberger durch seine gewisse Weltläufigkeit und seine praktischen Erfahrungen. Mit Karl Banse, der auch historisch sehr interessiert war und mir gelegentlich sogar historische Bücher aus seiner Bibliothek schenkte, gab es dann einen persönlich engeren Kontakt. Ich erinnere mich auch ganz gut an den Statistiker, Adolf Blind, und an die Überlegungen für die Nachfolge seines Lehrstuhls in Statistik. Die Fakultät war damals wohl der Meinung, daß für sie nur ein Kandidat in Frage käme, der mindestens in Princeton oder Harvard schon einen Lehrstuhl hatte. So hoch zu greifen, brachte dann einige Schwierigkeiten mit sich, aber auch da habe ich das Selbstbewußtsein der Fakultät bewundert. Es wurden auch noch immer die ›Sterne‹ der Vorkriegszeit erwähnt, namentlich der Finanzwissenschaftler Gerloff, dessen Bücher ich daraufhin zu lesen unternahm.

Zur Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Frankfurter Universität bestanden relativ enge Beziehungen, die freilich nicht frei von gelegentlichen Spannungen waren. Die Einstellung wurde deutlich, als zum wiederholten Male die Anfrage kam, ob nicht die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät bereit sei, dem eminenten Mitglied der Juristischen Fakultät, Herrn Hallstein, die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Das wurde dann jedesmal abgelehnt. Später habe ich erfahren, daß eine ähnliche Bitte der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät seinerzeit von den Juristen abgelehnt worden war. Damals mußte das Ehrendoktorat noch einstimmig verliehen werden, so daß eine einzige Gegenstimme ausreichte, um das Vorhaben scheitern zu lassen.

Beziehungen zum ›Institut für Sozialforschung‹ bestanden nur indirekt in dem Sinne, daß es zwar einen regen Austausch von Informationen, aber nur wenige gemeinsame Veranstaltungen gab. Gemeinsame Übungen habe ich erst später mit Alfred Schmidt unternommen (früher machten Horkheimer und Adorno gemeinsame Veranstaltungen – sie ließen keinen Platz für einen dritten). Ludwig von Friedeburg beschäftigte sich mit empirischer Soziologie, ein Gebiet, das mich weniger interessierte, aber für einige meiner Studenten viele Anregungen für ihre Promotion bot.

Vielleicht sollte man wenigstens erwähnen, daß es zwischen den Soziologen der Philosophischen und denen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät institutionelle Spannungen gab, deren historische Wurzeln mir erst später klar wurden: Ursprünglich war der Direktor des Instituts für Sozialforschung, Grünberg, zugleich Lehrstuhlinhaber der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Nach der Ernennung von Horkheimer im Jahre 1931 wurde das Direktorium des Instituts mit einem Lehrstuhl der Philosophischen Fakultät verbunden. Das hatte dann, dreißig Jahre später, die eigentümliche Folge, daß zwar bei Lehrstuhlberufungslisten jeweils Vertreter der Soziologen und der anderen Fakultät hinzugezogen wurden, daß aber die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät großen Wert darauf legte, daß alle Lehrstühle in der Philosophischen Fakultät nicht ›Soziologie‹ hießen, sondern ›Soziologie und Philosophie‹, auch wenn es sich um vollkommen unphilosophische Soziologen handelte. Philosophie galt eher als diskriminierende denn als lobende Charakterisierung. Ich fand das damals ganz lustig, weil ich ja ursprünglich Philosophie studiert hatte und die Zugehörigkeit zu diesem Fach nicht als Einschränkung empfinden konnte. Meine Kontakte zum Institut für Sozialforschung waren schon vor meiner Berufung entstanden. Der persönlich enge Kontakt mit seinen Mitarbeitern trug dazu bei, daß ich den Soziologen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ferner stand, zumal sich die Spannungen in der Zeit der Studenten-Rebellion verstärkten. Zwar hatte auch Adorno Konflikte mit Studenten, aber im großen und ganzen standen sie ihm in dieser Zeit natürlich sehr viel näher als Rüegg oder Tenbruck, der meines Wissens durch die Studentenrebellion in seiner wissenschaftlich-theoretischen Orientierung stark beeinflußt worden ist.

Ich hörte gelegentlich anregende Antrittsvorlesungen oder interessante Probevorlesungen der Habilitationskandidaten; freilich hier und da auch solche, die mich durch ihre Banalität überraschten. So wurde einmal die unterschiedliche Nützlichkeit von Zahlungsmethoden vorgetragen. Im Grunde genommen lief das Argument darauf hinaus, mit Hilfe einer graphischen Darstellung zu zeigen, in welchen Fällen es besser ist, eine Überweisung zu tätigen, mit einem Scheck oder mit einem Wechsel zu zahlen oder Bargeld zu transportieren. Beim Scheck z.B. waren die Kosten von zwei Unterschriften zu berechnen, während ein Vorteil in der Zinsersparnis durch Hinausschieben des Zahlungstermins lag. Da sollte der Kurvenapparat die Schlichtheit des Gedankens verbergen. Im Verlauf der Zeit habe ich jedoch viele Themen kennengelernt, die mich dann mehr interessierten, als ich vorher angenommen hatte. So war ›die Verschiedenheit der Bestechungsstile in unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen‹ ein für mich spannendes wirtschaftshistorisches Thema, das dann freilich doch nicht ganz so behandelt wurde, wie es meinen Vorstellungen entsprochen hätte.

In den regelmäßigen Veranstaltungen hatten wir Politikwissenschaftler viele Studenten, auch solche, die nur Hörer waren. Ich kann zwar keine genaue Zahl angeben, aber ich schätze, daß bei den großen Vorlesungen von Carlo Schmid und mir 200-300 Hörer anwesend waren. Leider kannte man – und das ist heute noch so – nur zwei Arten von Abschlüssen: entweder das Staatsexamen für Schulen oder die Promotion. Inzwischen wird an der Einführung eines Diploms gearbeitet, aber es ist immer noch nicht endgültig akzeptiert. Die Alternative eines Magisterexamens wurde lange diskutiert. Ich war der Meinung, daß der Abschluß eines Magisters deshalb ganz vernünftig wäre, weil wir mit vielen anderen Fächern aus der ehemaligen Philosophischen Fakultät zusammenarbeiten. So weit war man damals aber noch lange nicht. Mit im Grunde aussichtslosen Promotionen hatte man viel, oft vergebliche Mühe, und die Nachteile der seinerzeit geltenden Prüfungsordnung traten am deutlichsten im Fall von ausländischen Studenten hervor. Für diese gab es, wenn sie einen Abschluß machen wollten, keinen Weg, der an der Dissertation vorbeiführte. Infolgedessen mußte man recht mäßige Arbeiten, an denen Kandidaten oft bis zu zehn Jahren gesessen hatten, doch passieren lassen, damit die betreffenden Personen nicht mit Totaldepressionen in ihr Mutterland zurückkehrten. Dieses Problem stellt sich wegen des Diplomabschlusses für Volks- und Betriebswirte offenbar nicht.

Ich hatte das Glück, drei Mitarbeiter mitbringen zu dürfen. Es gab zwei Assistenten- und zwei Hilfs-Assistentenstellen. Zu meinen Mitarbeitern, die mittlerweile selbst Professoren sind, gehörten Walter Euchner, Dieter Senghaas, der inzwischen als Friedens- und Konfliktforscher sehr bekannt geworden ist, und Gert Schäfer, der in Hannover lehrt. Die vierte ist die einzige, die es nicht zu einem Lehrstuhl gebracht hat, denn sie hat geheiratet – einen Hochschullehrer. Alle Mitarbeiter fanden sich hier sehr schnell zurecht. Sie arbeiteten auch mit Soziologen und mit den Assistenten von Carlo Schmid zusammen, wie ja häufig über Assistenten Kontakte intensiver und schneller hergestellt werden als zwischen Hochschullehrern selbst.

In Lehre und Forschung habe ich mich von Beginn meiner Tätigkeit in der Fakultät an besonders mit den Entwicklungen in der DDR, Polen und der Tschechoslowakei beschäftigt. Das bildete sozusagen die Fortsetzung meiner Marxismus-Studien. In der Frankfurter Zeit entstand auch das Funkkolleg ›Einführung in die Politikwissenschaft‹, das sich in seiner Konzeption – vielleicht schon etwas unter dem Einfluß des Kontaktes mit den Wirtschaftswissenschaftlern – speziell am englischen Regierungssystem orientierte. Drei Kapitel dieser Einführung sind den wirtschaftsphilosophischen oder wirtschaftstheoretischen Konzeptionen von Adam Smith, John Stuart Mill und John Maynard Keynes gewidmet. Inzwischen müßte ich wohl auch noch die des Neoliberalismus hinzufügen, weil sie für das Verständnis der Parteien heute wichtig ist. Das Funkkolleg bildete für die Dauer eines Jahres eine wichtige Tätigkeit außerhalb der Vorlesungen und Übungen. Vor allen anderen Dingen habe ich in der Frankfurter Zeit eine große dreisemestrige Vorlesung über die Geschichte der politischen Theorien entwickelt, aus der ein Sammelband (*Herrschaft und Emanzipation. Zur Philosophie des Bürgertums*) hervorgegangen ist. Im Zusammenhang damit habe ich mit vielen Mitarbeitern eine fünfbändige Geschichte der politischen Ideen von den frühen Hochkulturen bis zur Neuen Sozialen Bewegung zu publizieren begonnen.

Sonst habe ich vorwiegend kürzere Arbeiten veröffentlicht. Aus meiner Antrittsvorlesung ›Modelle der Friedenssicherung‹ ging ein kleines Buch hervor. Das Werk über Rousseau, das schon vor der Frankfurter Zeit fertiggestellt war, habe ich später noch einmal überarbeitet. *Karl Marx und der Marxismus* ist, verbunden mit einigen neueren Aufsätzen, inzwischen in der 4. Auflage erschienen. Mein Grundgedanke war immer, die Marxsche Kritik mit den Gedanken und Taten solcher Personen zu konfrontieren, die glaubten, im Namen von Marx eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen zu können, und dann meist das Gegenteil von dem, was Marx im Auge hatte, realisierten. Es ist für mich faszinierend geblieben, das zu untersuchen – zuletzt am Beispiel der Entwicklung in Polen.



Daneben habe ich viele Aufsätze für Sammelbände geschrieben, z.B. einen über das Buch *Failure of a Dream*, das von der Unmöglichkeit handelt, in Amerika eine sozialistische Bewegung zu organisieren. Werner Sombart hat dazu seinerzeit einen berühmten Aufsatz verfaßt. Man hat eine Reihe älterer Beiträge dieser Art zusammengestellt und den jeweiligen Autor gebeten, sie vom modernen Standpunkt aus zu kommentieren. Sombart behauptete, daß, nachdem die ›Frontier‹ den äußersten Westen erreicht hatte, also nach dem Abschluß der inneren Kolonisation, der Sozialismus auch in den USA Einzug halten werde. Heute wissen wir, daß das Fehlen einer Arbeiterpartei in den Vereinigten Staaten anders erklärt werden muß.

Lesen mußte ich viel und umfassend. Später, als zusätzliche Lehrstühle geschaffen wurden, habe ich mich stärker auf die Geschichte der politischen Theorien konzentrieren können; aber solange ich mit Carlo Schmid und seinem Nachfolger Czempiel die Lehre allein bestreiten mußte, war ich genötigt, mit Ausnahme von Außenpolitik so ziemlich alles zu machen: bundesrepublikanische Probleme, englisches Regierungssystem, Regierungssysteme im Vergleich und Geschichte der politischen Theorien.

Bevor ich auf den schwierigsten Teil meines Berichts – die Auseinandersetzung mit der Studentenbewegung – zu sprechen komme, möchte ich kurz auf das damalige Verhältnis von Politik und Wissenschaft an der Fakultät und an der Universität insgesamt eingehen.

Ich erinnere mich, daß mein Lehrer in Tübingen, Professor Theodor Eschenburg, ganz strikt gegen ein politisches Mandat der Studentenschaft gewesen war. Er begründete es damit, daß der AStA eine Zwangskörperschaft sei. Der AStA habe somit kein Recht, zu Fragen, die nicht die Interessen der Studenten unmittelbar berühren, Stellung zu nehmen. Studenten wollten das jedoch nie so sehen, sondern haben immer ein politisches Mandat für sich in Anspruch genommen. Ich fand die öffentliche Kritik am politischen Mandat der Studenten wenig überzeugend, vor allem weil sie immer nur dann erfolgte, wenn die Optionen, für die sich die Studenten engagierten, konservativen Zeitungen mißfielen. Es wurde z.B. nichts dagegen eingewandt, wenn die Studenten für die Wiedervereinigung oder anläßlich des 17. Juni mit Fackelzügen auf die Straßen gingen; aber in dem Moment, wo sie weitergehende soziale oder politische Veränderungen verlangten oder linke Positionen artikulierten – z.B. die Komplizenschaft der Bundesrepublik im Vietnamkrieg behaupteten –, wurde ihnen das Recht auf ein politisches Mandat abgesprochen. Theodor Eschenburg war da viel konsequenter. Er war der Meinung, daß auch die ›staatsbürgerlich sympathischen‹ Engagements nicht erlaubt werden dürften.

Für die Fakultät insgesamt gilt wohl, daß sie großen Wert darauf legte, über-

parteilich zu sein, was bei der Diskussion der Einrichtung von Stiftungslehrstühlen, etwa am Beispiel eines von der Industrie- und Handelskammer angebotenen Lehrstuhls, deutlich wurde. Die Fakultät vertrat die Ansicht, daß damit die Gefahr bestünde, sich in eine Abhängigkeit zu begeben, die nur dadurch zu beseitigen wäre, wenn man sich entschlösse, auch die Gewerkschaften entsprechend zu berücksichtigen. Dieses Verhalten drückte zumindest gesellschaftliche Neutralität oder Äquidistanz aus, die immer ein wichtiges Postulat der Fakultät war. Das war die Tradition, wie ich sie auch von meinem Doktorvater her kannte: Wissenschaft soll sich abstinent gegenüber Parteipolitik verhalten, wobei Beratung selbstverständlich nicht ausgeschlossen ist. Als ich anläßlich des Wahlkampfes in den Beraterstab Willy Brandts berufen wurde, sagte Eschenburg zu mir: »Aber natürlich dürfen Sie das machen. Sie müßten auch zur CDU gehen, wenn sie Sie bittet!« Ich fand das nicht unbedingt zwingend, aber ich glaube, daß diese Position der Meinung der überwiegenden Mehrheit der Fakultät entsprach: Beratung ja, enges parteipolitisches Engagement nein. Bei Carlo Schmid verhielt es sich anders; er kam von der Politik her. Aber im allgemeinen waren Hochschullehrer in der Vorstellung der älteren Kollegen etwas, was über den Parteien stehen sollte.

Was nun meine Erinnerungen an die Zeit von 1963 bis nach 1968 bezüglich der allgemeinen Stimmung und der Atmosphäre an der Fakultät, innerhalb des Lehrkörpers und bei den Studenten anbetrifft, so ist es wichtig vorauszuschicken, daß es schon immer einen Studentenvertreter in der Fakultät gab, der sich unter Umständen auch einmal kritisch äußerte, aber im großen und ganzen von allen Kollegen als eine nützliche Belebung der Diskussion akzeptiert wurde. Ich glaube, daß damals Herr Helberger diese Funktion des Studentenvertreters innehatte, und ich hatte und habe den Eindruck, daß die Zusammenarbeit zwischen Professoren, Mittelbau und Studenten relativ gut klappte.

Die eigentlichen Konflikte entstanden wohl erst zur Zeit der Studentenbewegung, die 1967 begann. Im Wintersemester 1968/69 war ich in den USA und habe damit den eigentlichen Höhepunkt der Konfliktphase nicht miterlebt. Als ich zurückkam, war inzwischen die Polizei im Institut für Sozialforschung gewesen und es hatte sich der nach Frankfurt berufene Kollege Professor Christian Graf von Krockow von seinem Lehrstuhl zurückgezogen, weil er das Gefühl hatte, zwischen Studentenopposition auf der einen und der Hochschullehrerschaft auf der anderen Seite zerrieben zu werden.

Ich war unglücklicherweise in jenem Wintersemester nicht anwesend, konnte ihn somit zu meinem Bedauern auch nicht unterstützen und von seinem einsamen Entschluß abbringen. Er hat mich damals gefragt, ob ich nicht mit ihm zusammen zurücktreten wolle, wobei er offensichtlich unsere unterschiedliche



Ausgangsposition übersah – er, der Junggeselle, und ich, ein Vater von vier Kindern. Ich habe auch den Eindruck gehabt, daß es ihm nicht gelungen war, in der Fakultät genügend Rückhalt zu finden, um diese Periode durchzustehen, zumal er nicht die Konfrontation mit den Studenten suchte.

Ich erinnere mich noch sehr gut an eine große Diskussion in der Sitzung des Konvents. Es ging um die Drittelparität. Gerade so angesehene Hochschullehrer wie Professor Neumark, Professor Mitscherlich u.a. waren stolz darauf, daß unsere fortschrittliche Universität von seiten der Professoren aus den Studierenden die Drittelparität in den Selbstverwaltungsgremien anbot oder sie wenigstens akzeptierte. Wir verließen die Aula. Draußen standen die Studentenvertreter – ich sehe Krahl noch vor mir – und gaben uns zu verstehen, daß sie die Drittelparität überhaupt nicht mehr interessierte, daß sie vielmehr jetzt die *volle* Parität verlangten. Wir waren wirklich alle sehr vor den Kopf gestoßen.

Ein ähnliches Ereignis, vielleicht noch beunruhigender, war die Sitzung des ›Kleinen Senats‹ im Rektorat mit dem damaligen Rektor, Herrn Rüegg, bei der Studentengruppen den Vorraum des Rektorats besetzt hielten. Es herrschte eine fürchterliche Aufregung. Ein linksstehender Kollege von den Juristen und ich waren als ›Experten für Studentenprobleme‹ hinzugezogen worden. Wir beide versuchten, etwas Gelassenheit zu verbreiten. Es wurde innerhalb der Gruppe der Professoren dann diskutiert, ob man den Hintereingang benutzen solle, bis sich die Auffassung durchsetzte, daß ein solches Verhalten mit der Würde eines Hochschullehrers unvereinbar sei. Daraufhin stand ein kriegsversehrter Kollege auf und erbot sich, voranzugehen. Wir sind dann auch ohne jede Gefahr durch die Menge der Sitzstreikenden hinausgegangen, aber es existierte doch eine Atmosphäre extremer Verunsicherung. Später wurde das Rektorat für einige Tage besetzt. Ich bin einfach hingegangen und habe mir das angeschaut. Allen Beteiligten war zu diesem Zeitpunkt nicht klar, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden; die Bereitschaft abzuziehen, schien sich abzuzeichnen. In der Nacht darauf rückten jedoch zwei oder drei Hundertschaften Polizei in die Universität ein und nahmen die sieben oder acht Personen, die im Rektorat schliefen, mit. Das führte zu einer furchtbaren Aufregung, zu Solidarisierungseffekten und Massendemonstrationen.

Insgesamt kann man wohl sagen, daß die Reaktion der Professoren, die sich in ihrem Lehrangebot infrage gestellt wähnten, schärfer war, als die derjenigen, die von der Unangreifbarkeit ihrer Lehrangebote und ihrer Forschungsarbeit überzeugt blieben. Das galt natürlich nicht nur für die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. So erfolgte auch eine gewisse Polarisierung zwischen Hochschullehrern, die entweder mit Gelassenheit oder gar mit gewisser Sympathie der Studentenbewegung gegenüberstanden – zu denen ich

gehörte –, und jenen, die sich persönlich attackiert fühlten. In der Studentenbewegung gab es ja einige intellektuell höchst anregende Gestalten, die nachdachten und herausfordernde Theorien ernsthaft vertraten, neben einer Vielzahl anderer, die sich nur mitreißen ließen und den Aufruhr für die Sache selbst nahmen.

Damit hielt dann ein bitterer Ton Einzug in die kollegialen Beziehungen, dessen Überwindung ich eigentlich nicht mehr erlebt habe; es geschah in der letzten Phase, in der ich in der Fakultät war, daß – die Studenten waren mit besonderer Härte gegen Professor Sauermann vorgegangen – der wissenschaftspolitisch herausgeforderte Professor Rüegg zur Zeit seines Rektorats sagte, daß er besser seine ganze Arbeitskraft auf eine Kritik der Frankfurter Schule hätte konzentrieren sollen, da diese wohl im wesentlichen an den Zuständen schuld sei. Das war eine Einschätzung, die ich in keiner Weise teilen konnte, die aber damals offenbar auch von anderen Hochschullehrern der Fakultät vertreten wurde.

Selbstverständlich wäre es nicht richtig, sich die damalige Studentenschaft als eine homogene Gruppe vorzustellen. So haben beispielsweise die Studenten der Betriebs- und der Volkswirtschaft in den sechziger Jahren nie eine so stark oppositionelle Position eingenommen wie die Lehrerstudenten, oder auch die Soziologen, vor allem die der Philosophischen Fakultät. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache sahen wir uns einfach gezwungen, ihnen gegenüber eine größere Kooperationsbereitschaft zu zeigen. Daß es trotz aller Bemühungen zu schweren Konflikten kam, dürfte jedem, der noch die Schlagzeilen der Zeitungen vor Augen hat, klar sein. Ich selbst hatte eine sehr heftige Auseinandersetzung mit dem AStA und zwar nicht in meiner Eigenschaft als Hochschullehrer, sondern in meiner Eigenschaft als Senatsbeauftragter für politische Bildungsarbeit. Der Senat stellte für Veranstaltungen der Studenten, die der politischen Bildung dienten, Geld zur Verfügung. Die Studentenschaft hatte nun angekündigt, sie wolle eine Veranstaltung unter dem Titel ›Enteignet Springer‹ durchführen, worauf ich sagte, daß ich in diesem Fall ihnen die Gelder nicht bewilligen könne, da das Thema der Veranstaltung eine nicht legale Forderung beinhalte und zweifelsfrei zu einer Dienstaufsichtsbeschwerde führen werde. Selbstverständlich hätte eine Veranstaltung über die Gefährlichkeit der Konzentration auf dem Gebiet des Pressewesens abgehalten werden können. Das war den Studenten jedoch nicht radikal genug und es kam zu einer großen Protestversammlung. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung war, daß man das Amt des Senatsbeauftragten abschaffte, so daß der AStA das Geld selbständig zu verwalten hatte. Damit war jedenfalls auch die Verantwortung von mir genommen, Dinge zu genehmigen, die später auf dem Wege rechtlicher Beanstandungen nicht gebilligt worden wären.



In dieser Auseinandersetzung haben mich meine Assistenten sehr überzeugend verteidigt, so daß ich selbst gar nicht viel dazu tun mußte. Auf der anderen Seite fand ich, daß nun einmal Auseinandersetzungen in einer etwas unruhigen Zeit zum Leben eines Hochschullehrers gehören. Aber ich weiß auch von meinem Kollegen Carlo Schmid, daß er auf solche Proteste anders reagierte. Man kann es in seiner Autobiographie [Carlo Schmid, *Erinnerungen*, (3. Band seiner gesammelten Werke) Bern, München, Wien 1979, S. 806-815] nachlesen. Es kam zu intensiven Diskussionen zwischen uns. Dabei ging es immer wieder darum, ob man in den Krawallen der sechziger Jahre eine Wiederholung der chaotischen Zustände vor 1933 sehen könne oder vielmehr etwas ganz anderes. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß es nicht sinnvoll ist, mit den eigenen historischen Erfahrungen neue historische Phänomene oder neue politische Ereignisse zu interpretieren, und daß die Ähnlichkeit doch sehr formaler Natur wären.

Auch in meinen eigenen Belangen wurde ich durch meine Assistenten unterstützt. Sie verstanden es, sehr gut mit den Studenten auszukommen – auch zur Zeit des großen Konflikts, so daß diese in meinem Institut damals die halbe Parität ausdrücklich abgelehnt haben. Auch die Versuche, mein Institut ›Rosa Luxemburg Institut‹ zu nennen (zu derselben Zeit, als die Universität ›Karl Marx Universität‹ genannt werden sollte), wurden nach meinem Hinweis, daß diese Umbenennung nur zu begrüßen sei, da Rosa Luxemburg eine sehr disziplinierte und fleißige Arbeiterin war, nicht weiter verfolgt.

Andererseits bestand kein Idyll. Es gab natürlich sehr schwierige Fälle, besonders in der Zeit der sogenannten RAF. Diese Konflikte entstanden u.a. deshalb, weil ich damals das vielleicht etwas waghalsige Unternehmen praktizierte, ein Seminar über Anarchismus und Terrorismus abzuhalten. Ich wollte natürlich mit dem russischen Anarchismus/Terrorismus beginnen, einige Studenten wollten jedoch gleich von der RAF sprechen und kritisierten die Heranziehung von Texten der ›Abtrünnigen‹. Die Zeit der eigentlichen Studentenrebellion verlief für mich dagegen vergleichsweise glimpflich – vielleicht auch deshalb, weil Carlo Schmid durch seine Stellung als Bundestagsvizepräsident ein besseres Aggressionsobjekt darstellte als ich.

Gelegentlich wurde die Forderung erhoben, ich sollte doch einmal ein Seminar über den Marxismus in China abhalten. Das habe ich dann auch über mehrere Semester hindurch gemacht. Es erwies sich als mühsam, weil es eben ein Seminar war, an dem etwa zwei Drittel Interessierte und ein Drittel Gläubige teilnahmen – und das schuf natürlich Probleme. Zum Glück waren die Gläubigen unter sich wiederum nicht ganz einig: Es gab Maoisten und es gab Sowjet-Marxisten, die sich in hoffnungsloser Minderheit gegenüber den Maoisten befanden, so daß ich ihnen gelegentlich mit Nachdruck zu ihrem Recht verhelfen mußte.

Was die Lehrinhalte insgesamt betrifft, so habe ich unabhängig von der Studentenbewegung schon vorher Übungen zum Thema ›Geschichte des Sozialismus und des Marxismus‹ angeboten. Auf dem Höhepunkt der heißen Phase der Studentenrebellion verzichtete ich auf Vorlesungen zu diesem Themenbereich, weil es doch nur zu Störungen gekommen wäre und ich eine differenzierte Beurteilung nicht hätte durchsetzen können. Aber im Seminar habe ich das – wie gesagt – behandelt, und dasjenige über China ist auch nach drei Semestern einigermaßen friedlich zu Ende gegangen.

Ich selbst behielt gegenüber der maoistischen Entwicklung eine skeptisch-distanzierte Haltung. Sie interessierte mich, weil sie einen Versuch darzustellen schien, den Sozialismus ohne Bürokratie zu verwirklichen. Es gab aber viel zu wenig Informationen, um sich ein abschließendes Urteil bilden zu können. Ich weiß noch, daß jemand vom AStA mich bat, im *Diskus* über die Kulturrevolution zu schreiben, was ich jedoch wegen des offensichtlichen Informationsdefizits ablehnen mußte. Die meisten der damaligen Enthusiasten sind wohl auch mittlerweile ernüchtert worden. Es gab eigentlich nur von Seiten einiger Trotzkisten relativ gute kritische Informationen, die auch den zynischen Aspekt der Massenmobilisierung zum Zweck der Auswechslung von Führungskadern offenbarten. Es handelte sich vermutlich um eine Aktion des greisen Mao Tse-Tung (wahrscheinlich auch seiner Frau), pragmatisch orientierte Mitglieder in der Parteiführung auszumanövrieren. Die ganze Bevölkerung zu solchem Zweck zu mobilisieren, hat sich dann als sehr riskant herausgestellt.

Die Studentenrevolte zog paradoxerweise eine Hochschulreform nach sich, welche die Strukturen der Verwaltung stärkte und zentralisierte. Das Land, in dessen alleinigen Besitz die Universität Ende der sechziger Jahre übergegangen war, nahm Anfang der siebziger Jahre stärker Einfluß; der nach außen hin sichtbare Einschnitt war durch ein Universitätsgesetz gegeben, mit dem die Fakultäten aufgelöst und in Fachbereiche untergliedert wurden, in denen der bürokratische Aufwand wuchert.

Ich persönlich habe damals die Auflösung der Fakultät bedauert, obwohl es für die Politikwissenschaft und die Soziologie zugleich eine Zusammenlegung bedeutete und die frühere Verteilung auf die Philosophische und die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät nicht sinnvoll gewesen war. Die vereinigten Soziologen und Politologen hätten weder von der Philosophischen noch von der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften aufgenommen werden können, ohne sie durch den allzu großen Zuwachs funktionsuntüchtig zu machen. Insofern hatte die Umstrukturierung sicherlich auch positive Aspekte.

Zum Problem des neuen Fachbereichs für Politikwissenschaften und Sozio-



logie wurde, daß eine große Anzahl von Hochschullehrern aus der früheren Hochschule für Erziehung übernommen werden mußte. Dies führte am Anfang zu starken Spannungen, weil diese Hochschule ursprünglich kein Promotionsrecht besaß und dementsprechend die Hochschullehrer starke Vorbehalte gegenüber den Kollegen von der Universität hatten. Ich war als dienstältester Hochschullehrer für die Zeit des Übergangs ›Altersdekan‹ des neuen Fachbereichs und habe dafür plädiert, den folgenden Dekan aus den Reihen der Erziehungswissenschaftler zu wählen, um diese Spannungen abzubauen. Das Hauptproblem der Umwandlung in Fachbereiche bestand aber in der damals von mir und wohl auch den meisten anderen nicht so deutlich vorausgesehenen Blockierung von Stellen durch das niedrige Durchschnittsalter der Hochschullehrer, die heute dazu führt, daß viele begabte junge Privatdozenten in absehbarer Zeit keinen Lehrstuhl bekommen können.

Meine Erinnerung ist natürlich unvollständig und meine Perspektive subjektiv. Nach meiner Auffassung war die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät progressiver als viele andere Wirtschaftswissenschaftliche Fakultäten der Bundesrepublik, was nicht zuletzt daran lag, daß auch einige sozialdemokratisch orientierte Hochschullehrer wie Hax, Kantzenbach und Krupp zu ihren Mitgliedern zählten. Aber sie war gleichzeitg traditionell in ihrer Überzeugung, daß der Hochschullehrer eben etwas Besonderes ist. Bei dem Übergang eines Kollegen in eine führende Wirtschaftsposition, mit einem entsprechend vielfach höheren Gehalt, wurde von einigen Kollegen der Vorschlag gemacht, man solle doch beim Kultusminister einen Antrag auf Aufstockung der Bezüge des betreffenden Kollegen stellen, worauf ein sehr angesehenes Mitglied der Fakultät erwiderte: »Viele von uns hätten auch in eine Vorstandsetage kommen können. Aber entweder ist man Hochschullehrer und weiht sein Leben der Wissenschaft oder man will Geld verdienen!« Ich fand dieses große Selbstbewußtsein des Wissenschaftlers sehr sympathisch, obgleich die Aussage ›viele von uns‹ wahrscheinlich eine Übertreibung war. Der Betreffende hätte gewiß sehr wohl eine solche Position haben können, hatte aber eben die Unabhängigkeit des Hochschullehrers der lukrativen Einträglichkeit eines Aufsichtsrats- oder Vorstandspostens vorgezogen. Daß eine gewisse ›Inkorruptibilität‹ zugleich als selbstverständlich unterstellt wurde, hat mir sehr imponiert.